III. Jahr Heft 20

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

L. E. Tesar: Innen und Außen / Theodor Däubler: Sang an Ravenna / Hans Janowitz: Die Freunde und das Weib / Carl Dallago: Kleine Sämereien / Georg Trakl: Kindheit / Max v. Esterle: Zeichnung / Ulrik Brendel: Max Brod / Ludwig von Ficker: Der Geißler unserer Literatur / Rundfrage über Karl Kraus (III)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telehopn Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

HELLERAUER VERLAG

PAUL CLAUDEL
VERKÜNDIGUNG

Deutsch von J. Hegner

2. Auflage, geheftet Mk. 3.—, in Leinen Mk. 4.—

THOMAS MANN: Ich beendige in tiefer Bewegung die Lektüre von Claudels „Verkündigung". Das ist wundervoll — das stärkste dichterische, überhaupt künstlerische Erlebnis, das mir seit Jahren beschieden war.

EMIL STRAUSS: Er hat seiner Zeit sein Drama wie ein Gebirge in den Weg gestellt, das sie muß ersteigen können, wenn sie weiter will.

MARTIN BUBER: „Sieben Tage", sagt Hamann von den Urahnen, „im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie; — und taten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen". Wir haben einen solchen Menschen in unserer Mitte: Claudel. Er ist wie jener Mönch zu Afflighem, der 16 Jahre schwieg; aber als in seinem Kloster ein Brand ausbrach, rief er die Flamme an — und sie hielt inne.

DER BRENNER (W. HAAS): Kein Deutscher, seit den christlichen Liedern des Novalis, hat diesen innigen Ausdruck im Herzen . . .

HELLERAU BEI DRESDEN

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. Juli 1913 Heft 20

Innen und Außen / von L. E. Tesar

Spät abends im Zimmer. Kaspar. Er ist durch Erfolglosigkeit an sich selbst und an der Welt um sich irre geworden. Er macht sich folgende Weltanschauung zurecht —

Kaspar: Kein Gott stößt die Welt von außen — die Welt treibt sich selbst. Keine Macht, die außer mir ist, gestaltet mich — ich bin die Wirkung meines Ich. Die Puppe tanzt, wenn Schnüre an ihren Gliedern ziehen — ich bin ein Mensch, den Menschen regiert nur innerliche Musik.

Die Tür des Bücherschranks öffnet sich, die Bücher von Darwin und Taine verlassen die Plätze: Abhängigster aller Abhängigen! Deine Großväter — tschechischer Christ und Jude, deine Großmütter — Deutsche und Französin, dein Ich — das Gemisch. Unfreiwillig in die Welt geschoben, unfreiwillig in der Welt verschoben.

Kaspar: Theorie! Mein Ich ist unabhängig von außen, mein Wille ist frei.

Das Buch Taines: Das Milieu.

Kaspar: Ein Wort. Ein Name, ein Vorhang, eine Entschuldigung, von Menschen ersonnen für die ihrer inneren Bewegungen, die sie sich nicht vor sich selbst zu verantworten getrauen.

Das Buch Taines: Du bist mehr Kind der Zeit als andere. Schwankst vom Extrem ins Extrem. Du bist das Pendel mit weitem Ausschlag, ohne Gleichgewicht.

Kaspar: Bin ich zerrissen — bin ich's, weil ich es *will*. Was ist die Zeit? Sie ist nichts, wenn nicht ich selbst sie bin, wenn sie nicht *meine* Bewegung ist.

Die Bücher: Wir haben die Erfahrungen von Jahrhunderten gesammelt. Hast *du* geforscht? Du kennst nur dich selbst.

Das Buch eines Mystikers bringt die Bücher zum Schweigen: Der Mensch vermag, so er will, sich auszuspannen durch die ganze Welt. So von ihm alle Abhängigkeit gefallen ist, so er die Grenzen seiner Kräfte nur aus sich selbst herausstellt. Darin ist seine innerliche Kraft unbeschränkt.

Der Leser tritt auf: Welches sind die innerlichen Kräfte, von denen da gesprochen wird?

Kaspar: Es sind ihrer viele. Verborgene, tief und verworren im Grunde des Menschen wuchernd, wie das Gestrüpp und Strauchwerk auf dem Boden des Waldes. Sturmverwegene, hart und bestimmt im Menschen aufgerichtet, wie die Bäume im Walde.

Der Leser: Das ist ein Bild. Welches sind die innerlichen Kräfte?

Kaspar schweigt.

Der Leser: Die Psychologie hält's mit den Trieben. Der Mensch ist das unregierte Spiel der heimlichen und heimtückischen Triebe.

Kaspar: Das hat mit meinem Denken nichts zu tun.

Der Leser: Die romantischen Philosophen scheiden die Kräfte im Ich in den bewußten Willen und in den unbewußten Willen.

Kaspar: Bürgerliche Selbstgefälligkeit des Bewußten, seliger Selbstbetrug des Unbewußten — ich hasse Einteilungen.

Der Leser: Warum schreibst du dann? Wie soll ich dich verstehen, wenn du mir nicht sagst, wie ich die verschiedenen Kräfte auseinander halten kann?

Kaspar: Wer vermag zu sagen, was noch Strauchwerk ist und was schon Baum ist? — Freilich den hohen Baum auf dem Berge erkennt jeder, er dient dem Wanderer landhin zum Richtzeichen.

Der Leser: Du bist ein schlechter Philosoph.

Kaspar: Ich bin kein Philosoph. Der Philosoph sucht das Gesetz in der Welt und findet darum sich selbst in diesem Gesetz. Ich aber suche Mich und finde darum das Gesetz in Mir. Will es in mir finden.

Der Leser: Was ist das Gesetz, was ist die Welt, was ist dein Ich? Definiere endlich!

Kaspar: Hüte dich vor den Begriffen — sie sind die Auskunftsmittel des innerlich Blinden.

Der Leser: Deine Ansichten sind interessant, aber sie sind beschränkt. Ich kann von dir nichts lernen. (Ab)

Kaspar allein: Ich bin von mir bewegt und ich bewege mich — ich bin von mir erschaut und ich erschaue mich! Ewiger Zwiespalt! Tag und Nacht in der Seele und kein Maßstab! — —

Wo ist die Wertskala der Kräfte, die mich bewegen? An sich ist nichts gut oder böse, an sich ist nicht die Klarsicht, ist nicht der viehische Trieb gut oder böse — an sich! an sich! — was heißt an sich? Heißt es nicht auf die persönliche Antwort verzichten, um dem Urteil der Menge nicht vorzugreifen? Stiehlt nicht der Vorwand der Voraussetzungslosigkeit dem Ich die Freiheit der Wahl? — O, Heil dem Unbefangenen! Du, der du nicht unbefangen sein kannst, halt Gericht über dir, bekenne dir! Das Ich muß den Mut zur Entscheidung haben! — —

(Später) Die Einen haben geschrieben: „Die Welt ist ein Traum des Ich", die anderen haben darüber gelacht. Die Jüngsten selbst haben Gründe dagegen bereit — Gründe sind so billig in jungen Jahren. Sie sehen nicht ein, daß das „ist" kein Urteil ist, das außerhalb des Träumenden

Geltung behalten will; daß das „ist" ein „ich begreife" vertritt, freilich mit dem inneren Sinn, daß der also Begreifende nicht anders begreifen kann. Trotzdem — die Welt hat für gewöhnlich zu viel logische Kraft in sich — sie kann nicht mein Traum sein. — Wenn aber die Welt das Gesetz meines Ich wäre? Wenn nicht mein Traum sie spielte, wenn mein Wille sie setzte? — Der Zweifel weicht aus mir, Ruhe ergießt sich in mich — ich bin in mich geschlossen und die Welt ist meine innerliche Bewegung — mein innerlicher Streit ist der Vater der Dinge.

Der zweifelnde Geist ballt sich zusammen, setzt sich Kaspar gegenüber an den Tisch: Fanatiker!

Kaspar: Ich erfahre nicht mehr von der Welt, als ich will. Keine Erfahrung, kein Erlebnis steckt in mir als Fremdkörper; außerhalb meiner bleibt keine Erfahrung, kein Erlebnis, das ich in mich bringen will. Ja, indem ich es will, hab ich es eigentlich schon. Und ich finde auch seine feinsten Einzelheiten, wenn ich es wahrhaft begehre.

Der zweifelnde Geist: Du täuschest dich. In deiner Gasse wohnen zwei Uhrmacher; der eine hatte vor sieben Jahren einen großen Laden, der andere begann erst; jetzt hat der erste die Hälfte seines Ladens einem Bürstenhändler vermietet, hat ein trauriges Gesicht, und der spätere hat ein großes Geschäft mit fünf Gesellen. Jener ist nicht ungeschickt, aber er verstand nicht die Reklame des Konkurrenten zu überbieten. Meinst du, er hätte den Niedergang seines Geschäftes gewollt?

Kaspar: Was der Uhrmacher wollte, weiß ich nicht. Sicher wollte er das eine nicht — Reklame machen. Darum war er es selbst, sein Wille, der das Geschäft einschränkte.

Der zweifelnde Geist: Er hat sich in Reklame versucht, aber sie war schlecht inszeniert.

Kaspar: Was einer will, darin ist er geschickt.

Der zweifelnde Geist: Du überschätzst dich und unterschätzst die kämpfenden Menschen. Auch du kannst einmal auf der Gasse liegen.

Kaspar: Vielleicht — wenn ich nicht paktieren will; vielleicht nicht — wenn ich paktieren will.

Das Buch des Mystikers: Merk auf! Es ist ein göttliches Ding um den menschlichen Willen. Wäre ein Ding tausend Meilen entfernt und ich will es haben, so habe ich's mehr zu eigen als das, was ich im Finger halte und worauf mein Wille nicht gerichtet ist.

Kaspar: Was ist der Orient? Ein Schulbuchwort, ein Schall, eine Null, weniger wirklich als das Stäubchen auf dem Aermel — der Orient existiert nicht, solange ich seine Existenz nicht will. Will ich sie aber, vermag kein anderer, sie zu vernichten. — Der Wille ist uneinnehmbar und ist frei.

Der zweifelnde Geist: Und das Leid?

Kaspar: Keiner leidet, der nicht leiden will.

Der zweifelnde Geist: Als du, ein vierzehnjähriger Knabe, zehn Monate mit dem Fieber rangst?

Kaspar: Ich habe es gewollt — ich habe mich erhitzt der Kälte ausgesetzt.

Der zweifelnde Geist: Als du, ein Jüngling, dem Weibe aus dem Wege gingst, vom Fleische abfielest und deine Nächte Qual wurden?

Kaspar: Ich habe mich kasteit — Askese ist gewollt.

Der zweifelnde Geist: Als du, ein halber Mann, Jahre in Verzweiflung verbrachtest, ohne Freunde, mit vielen Feinden?

Kaspar: Ich bin auf meinem Wege geblieben. — Trotz ist gewollt.

Der zweifelnde Geist: Wurm, als du dich in Tränen wandest, ohnmächtig wurdest in dir und an der Welt —

denn sie erhörte andere und du konntest sie erst spät aus dem Herzen reißen?

Kaspar: Die Quelle meiner Qual war auch die Quelle meiner Lust, zwischen den Stunden der Ohnmacht standen die Stunden des Sieges. Ich war nicht zu schwach gegen die Welt — ich war zu schwach in mir selbst und wollte in mir schwach sein. Leid ist Selbstbehauptung, die gleiche Selbstbehauptung, die für andere Menschen die Heiterkeit ist.

Der zweifelnde Geist: Du wirst sterben. Der Tod! Was ist der Tod?

Kaspar: Er ist die Frage der Beklemmung.

Der zweifelnde Geist: Was ist der Tod?

Kaspar: Er wird der Endstrich sein, der die Welt aufgibt, die ich gesetzt habe.

Der zweifelnde Geist: Wirst du sterben, wenn du es willst?

Kaspar: Die ich sterben gesehen habe, wußten alle vorher, daß sie starben; sie brauchten keinen Arzt, der ihnen das Ende prophezeite oder verschwieg. Und weil sie's wußten, scheint der Tod ein Willensakt zu sein. Ich will den Tod ruhig erwarten.

Der zweifelnde Geist: Du wirst winseln! Dein „Ich" wird dir die Ruhe des Todes verstellen.

Kaspar: Du selbst bist ja nur mein Wille und bist nicht mehr, wenn ich es nicht will.

Der zweifelnde Geist löst sich auf.

Kaspar: Ich bin sterblich, wenn ich es will — ich bin unsterblich, wenn ich es will.

Kaspar dreht die Lampe aus, der Mond und die Sterne leuchten ins Zimmer. Kaspar tritt ans Fenster.

Der Mond: Es webt Gott durch die Lüfte.

Kaspar: Ich habe den Namen ersonnen. Ich habe mich erkannt und jener Gott fällt. (Der Mond erlischt.)

Der hellste Stern: Du bewunderst mich — Gott ist unbegreiflich.

Kaspar: Unbegreiflich ist nur eines — der Mensch voll innerer Bewegung — das Ich, dessen Leidenschaft und Leiden die Abgründe gebohrt haben, die es in schwachen Stunden Gottes Stapfen nennt. (Der hellste Stern verschwindet.)

Die übrigen Sterne: Wir sind Gottes Wohnung.

Kaspar: Die Wut und die Treue meines Ich haben den Himmel gewölbt, den es in freigebigen Stunden Gottes Wohnung nennt. (Die Sterne verlieren ihr Licht.)

Der zweifelnde Geist entsteht noch einmal: Wer hat die Ordnung in der Natur gemacht? Hast du die Gesetze in die Natur hineingezeugt? Oder bist du außer den Gesetzen, fällt für dich nicht der Stein, steigt er gegen den Himmel?

Kaspar: Der Stein fällt. Naturgesetze sind die Ordnung in meinem Denken. Sie sind meine Uebereinkunft wie die Natur. Ich vermag sie aufzuheben, wenn ich ihrer nicht mehr bedarf. Auch die Ordnung in meinem Zimmer brauche ich für gewöhnlich — aber sie berührt mich nicht mehr in jauchzender Lust oder in tiefer Trauer. Ich schwinge mich über die Natur und die Gesetze in ihr in der Verzückung, im innerlichen Rausch, in der Mania.

Die Natur schreit: Wehe, ich habe ein Kind verloren.

Kaspar schläft ein, traumlos.

*

Kaspar in der Landschaft.

Die Erde: Vermagst du mich aus Eigenem in meiner Fülle hinzustellen?

Der Baum: Gibst du mir die Stärke zu immer neuen Blättern?

Die Sonne: Lenkst du mich vom Aufgang zum Niedergang?

Die Wolken: Verdichtest du uns und zerteilst du uns?

Die Winde: Entbindest du uns und fesselst du uns?

Der Staub der Landstraße: Schaff mich fort und du brauchst nicht dein Gesicht von mir abzuwenden!

Der zweifelnde Geist: Zwing nur ein einziges Pflänzchen zum Blühen nach deiner Willkür und ich erscheine dir niemals wieder! —

Kaspar auf dem Heimwege: Die Fülle und die Gewalt ruhn in mir. Dieselbe Sonne sticht den Traurigen, die durch den Zufriedenen wohltätig leuchtet. Der Gedanke von einer Welt, die ich nicht erschaffen kann — er ist so gut mein eigener wie der Gedanke von einer Welt, die ich mir selbst erschaffe. Das Wunder draußen in der Natur, es ist in Wahrheit in mir — ich erschau es ja; die Kraft in der Sonne und im Wind, ich bin sie selbst — ich ersinne sie ja. Ich brauche drum vor dem Wunder nicht weniger in Andacht zu erschauern.

*

Der Genius des Tods führt Kaspar in den Tempel der Verbrauchten. Auf kühlem Marmor liegen sie darin, denen das Leben zu viel wurde oder die dem Leben zu viel wurden.

Ein Jüngling, zur Mumie vertrocknet, durch Gift vorm Zerfall bewahrt. Der Genius des Tods: Thomas Chatterton!

Die Mumie: Brot, Brot — meinen Ruhm für ein Krümchen Brot.

Ein Skelett mit großstirnigem Schädel und kleinen Händen. Der Genius des Tods: Christian Dietrich Grabbe!

Der Schädel grinst und die Knochen geraten in Unordnung: Alles oder nichts — sie haben mir nichts gegeben.

Einer mit zerschossener Stirn. Der Genius des Tods: Kleist spricht nicht mehr.

Einer noch voll Würmer. Der Genius des Tods: Er ist erst vor zehn Jahren verhungert — mitten unter euch.

Hundert, tausend, hunderttausend Leichen. Der Genius des Tods: Was hörst du?

Kaspar: Hunger, Mißerfolg, Elend, Krankheit.

Der Genius des Tods: Wann sterben die Menschen?

Kaspar: Ich frage dich.

Der Genius des Tods: Ich bin ein Diener und ohne Wissen.

Kaspar: Ich bin des Dienens müd. Die Menschen sterben, wann sie wollen!

Der Genius des Tods: Hochmütiger, das Elend um dich ist milder als dein verhärtetes Herz.

Kaspar: In seinem Willen siegen, heißt nicht den Erfolg des Tages haben.

Der Genius des Tods: Ehre die Wohnung der Toten!

Kaspar: Sie haben verschmäht, von den Gebirgen ihres Denkens in dessen Ebenen hinabzusteigen; sie griffen zu keiner Beschäftigung, die ihren tierischen Trieben Sättigung versprach; sie haben gesiegt — sie starben.

Der Genius des Tods: Sie sind verdorben — sie haben gelitten.

Kaspar: Es steht in eines Jeden Gewalt, seinen Zustand zu ändern.

Der Genius des Tods: Geh — erfahre!

*

Dämmerung. Straße. Kaspar schleicht hauswärts. Der soziale Geist gesellt sich zu ihm.

Kaspar: Uns narrt das Problem der Armut.

Der soziale Geist: Du bist selbst arm.

Kaspar: Das Problem narrt den Armen am meisten.

Der soziale Geist: Arm sein ist ungerecht. Arno Holz hat mit fünfzig Jahren nicht das Einkommen der Chauffeure von dilettierenden Aestheten.

Kaspar: Du bist mitleidig. Das Mitleid der Besitzenden hat das Problem der Armut verunreinigt.

Der soziale Geist: Alle Menschen haben das Recht auf Geltung. Hilf den Menschen und du hilfst dir selbst.

Kaspar: Das Mitleid mästet sich aus der Bequemlichkeit. Die Wohltätigkeitsbazare ersparen Veranstaltern und Beteilten das Nachdenken über sich selbst. Der Reiche berauscht sich am Armen, der Arme berauscht sich am Reichen. Beide verriegeln die Entwicklung ihres Ich.

Der soziale Geist: Der Rausch ist heilsam, der zum Frieden führt. Vor dir steht ein Spital; es ist aus den Losen eines Wohltätigkeitsbazares erbaut.

Kaspar spuckt aus: Die Spitäler reparieren den ausgenützten Sklaven für neue Ausnützung. Wenn der Arme nicht Lohnsklave sein will, braucht er keine Spitäler.

Der soziale Geist: Gestern in der Straßenbahn auf dem Praterstern, um dich Automobile und Automobile — hat es dich nicht hingerissen, als alle Wagen plötzlich hielten, weil der Rettungswagen über den Platz fuhr? Alle Wagen gehorchten — das war werktätiges Mitleid, soziales Mitleid.

Kaspar: Ich selbst war nicht mitleidig. Mich hat es gefreut, daß soviel Bewegung ein einziges Signal erstickte.

Der soziale Geist: Du lügst! Du verglichest das Jetzt mit dem Früher. Du sagtest dir, früher hatte ein Hofwagen das höchste Recht, jetzt ein Wagen, der Hilfe bringt; unabhängig von der Person und dem Stand des Verunglückten. — Wir helfen dem anderen, weil wir uns schuldig fühlen dem anderen. Was der eine zu wenig hat, hat der andere zu viel. Das soziale Gewissen ist erwacht.

Kaspar: Die Armut ist keine soziale Einrichtung, sie ist ein persönlicher Wille. Ein Entschluß oder eine Faulheit. Sozial nur insofern, als vielleicht der Arme seine besseren Kräfte unter jene seiner Kräfte stellt, die er sozial heißt.

Der soziale Geist: Klügeleien!

Kaspar: Ich kenne Angestellte, die nach achtstündiger Tagesfrohn zehn Stunden der Nacht mit Adressenschreiben hinbringen, ihrer Familie den Unterhalt zu sichern. Sie tun es, weil sie eine Familie *wollen*. Immer macht der *Wille* des Menschen dessen Schicksal. Erwachten die Menschen in die Bewußtheit ihres Willens, die sozialen Probleme änderten sich, wenn sie nicht samt und sonders verschwänden.

Der soziale Geist: Glaubst du, du allein erkennst die Sklaverei? Mancher Verdienstknecht durchschaut die Qual, worein die tägliche Sorge seinen Ichwillen setzt.

Kaspar: Warum harrt er aus?

Der soziale Geist: Er heißt sich hoffen.

Kaspar: Trüber Wahn! Keiner badet einst in der Sonne, der der Gewohnheit nicht Abbruch getan hat! Seine Hoffnung ist die Scheu vor Aenderung des Täglichen. Er hängt am Weib, am Kind, am Glas Bier. Er hofft, um sich selbst nicht Rede stehn zu müssen.

Der soziale Geist bleibt zurück. Kaspar weicht seinem Haus aus, irrt in den Nachbarstraßen umher: Hoffnung, törichter und süßer Rausch, wer entlarvt dich? Was bist du? Die Griechen erzählten, das einzige Glück des Menschen, das nicht aus der Büchse Pandoras entwich. Du — Glück? Warum dann nicht auch der Fusel Glück? — Bist du Stärke, bist du Besonnenheit, bist du Schwäche? — Zuversicht seist du auf künftigen Sieg!? Du bist der betäubende Trank, der den Müden außerhalb des Streites bettet!

*

Mitternacht. Zu Hause. Kaspar schreibt: Kämpft mein Wille mit deinem und etwa mit einem dinglichen Willen, falls ein solcher existiert, geht darum nicht dein Wille oder der dingliche Wille in meinen ein. Wer meint, zwei Willen verschmölzen ineinander, hat das Wesen vom Willen nicht begriffen.

Der Leser schaut Kaspar über die Schulter: Jetzt gestehst du selber ein, daß dein Wille von einem andern, der nicht dir zugehört, beeinflußt wird, denn er kämpft mit dem andern; daß du also nicht bloß innerliche Bewegung bist.

Kaspar schreibt: Laß dich nicht von den Worten blenden und heb die Worte von den Tatsachen, die sie bezeichnen. Sage ich, mein Wille kämpft mit einem zweiten, heißt das meine Seele ist gespalten und es kämpft der eine Teil wider den andern. Ich nenn den einen Teil den Willen des Zweiten, weil ich dann leichter von ihm reden kann und weil es menschlich ist, alles zu vermenschlichen, auch die Stücke der eigenen Seele.

Der Leser über Kaspars Schulter: Besiegt dich ein Nebenbuhler, dann erfährst du wohl, daß einer außer dir Einfluß auf dein Leben nimmt.

Kaspar schreibt: Es wird einer nicht besiegt in einer Sache, die er wahrhaft will. Hat einer etwa ein Amt davongetragen, nach dem auch ich gestrebt habe, hab ich meinen Willen schließlich vom Amt zurückgezogen. Wahrscheinlich der Gemeinheiten wegen, die ich fürs Amt irgendwie hätte begehen müssen.

Der Leser: Es gibt eine Fabel vom Fuchs und den sauren Trauben.

Kaspar schreibt: Auch der Fuchs hätte die Trauben kriegen können, wär es ihm nicht zu dumm geworden. Er hätte bloß den Stock durchzubeißen gebraucht.

Der Leser: Du gibst alten Wahrheiten neue Namen. Du nennst das Milieu die peinlichen Kräfte deiner Seele, die Niederlage den Rückzug deines Willens. Die Wahrheit schafft du damit nicht aus der Welt.

Kaspar schreibt: Oft drücken zwei verschiedene Sätze dieselbe Sache aus, darum ist es doch nicht gleichgültig, welchen Satz ich für die Sache gebrauche — ich wähle den, der mich innerlich freier macht.

Der Leser: Und bleibst der Gezwungene. (Verschwindet.)

Kaspar schreibt: Die äußeren Anlässe und die Mitmenschen mögen den Prozeß des werdenden Ich beschleunigen können, sie sind aber nicht imstande, in ihn einzugreifen oder ihn zu ändern.

*

Spät-Nachmittag.

Ein jüngerer Freund: Ich habe dir eine Porzellanvase mitgebracht. Sie stammt aus dem achtzehnten Jahrhundert. Betrachte, wie fein die Figürchen gemalt sind, wie edel die Henkel geformt sind! Erinnert dich der gelbe Grund nicht an Stendhal — kühn und doch wieder verträumt? Sprich — du sollst sie bewundern.

Kaspar: Du hast Freude an dem Topf — gib acht, daß er dir nicht zur Erde fällt! Welche Angst muß deine Seele erfüllen, weil ihr Glück von jedem Stubenmädchen vernichtet werden kann.

Der junge Freund: Ich versteh dich nicht. Hast du nicht selbst Vasen und Gläser gesammelt? — Sieh das Gefäß nur an — welches Gleichgewicht der Form, welche Geschlossenheit des Umrisses. So hat David die Gemächer von Frau Recamier gemalt. Vielleicht ist die Vase an deren Bett gestanden, von ihren Augen geschmeichelt worden. Sie ist Kunst.

Kaspar: Die Kunst ist gebrechlich. Du kannst den Topf verlieren, du kannst alles verlieren, was außer dir ist. Erspar dir den Schmerz des Verlustes und häng dein Herz nicht an die gefälligen Dinge. Eines nur kann dir niemand nehmen, auch nicht der widrigste Schicksalsschlag — die Selbsterkenntnis.

Der jüngere Freund: Bist du derselbe Mensch, der mir Whistlers Zehnuhrvorlesung erklärt hat? Bist du derselbe Mensch, der den Schein das wahre Sein der Dinge genannt hat? Sind Schönheit und Freude darum weniger,

weil sie einmal verschwinden können? Neue Schönheit, neue Freude kommt dann hinter ihnen. Sieh aus dem Fenster — der Himmel hat die Farben des Abends, die Schwalben zwitschern in der Luft, die Arbeiterin dort an der Ecke wiegt sich prächtig in den Hüften. Gesegnet der Gott, der die Welt erschaffen hat und der mich erschaffen hat.

Kaspar: Erkenne dich selbst.

Der jüngere Freund: Lebwohl, du wirst alt und boshaft. Wozu soll ich mich erkennen — ich bin. (Ab)

*

Nacht.

Der zweifelnde Geist: Wozu willst du dich erkennen?

Kaspar: Wer anders soll mich erkennen als ich selbst? Die Welt kann mich nicht erkennen, denn ich bin es erst, der sie setzt. Indem ich die Welt als von mir abhängig durchschaue, erkenne ich mich und befreie mich von der Welt.

Der zweifelnde Geist: Wenn du dich so erkannt haben wirst, wirst du dich gefressen haben. Deine Selbsterkenntnis ist Fieberkrise — Grab und Trauer warten, deine Selbsterkenntnis lockt den Wahnsinn hinter sich — was ist der Wert des Lebens?

Kaspar: Ich fürchte diese Frage nicht; ich bestimme mir den Wert des Ich.

Der zweifelnde Geist: Hinter diesem Wissen um dich selbst harrt auf deine Seele das Schweigen.

Kaspar: Das Wissen um mich selbst ist die Lösung des Rätsels.

Der zweifelnde Geist: Was ist hinter der Lösung?

Kaspar schweigt.

Der zweifelnde Geist: Die Ruhe! Die Genügsamkeit ohne Werk, die Stille ohne Sturm. Bequemer, du bist daran zu verzichten!

Kaspar: Ich predige nicht den Verzicht. Ich preise den Streit, den wilden trotzigen Streit, das unermüdliche tiefe Ringen der Seele.

Der zweifelnde Geist: So sprichst du — aber deine Nerven streiten nicht, sie ziehen sich zurück; deine Seele ringt nicht, sie richtet ein Programm in sich auf. Du wirst nicht einsam aus Stärke — du willst aus Schwäche der Welt entsagen. Du bewegst dich nicht innerlich, wie du dir vorredest — du erstarrst. Denn dein Innerlich hat kein äußerliches Widerspiel.

Kaspar: Ich will nicht von der Welt empfangen werden, ich will die Welt empfangen. Das ist alles.

Der zweifelnde Geist: Du hassest Einteilungen und klebst doch selbst am Worte.

Kaspar: Ich will nicht länger der blöde Ball des Zufalls sein.

Der zweifelnde Geist: Du bist es heute mehr als früher. Weil dir zufällig äußerliche Anerkennungen ausgeblieben sind, leugnest du das Aeußere zu einem Gesetz deines Denkens. Des ungünstigen Zufalls wegen wirft dein bohrender Verstand den scharfen Stahl fort. Wie bist du abhängig vom Zufall!

Kaspar: Ich will wissen und muß wissen. Irgendwo muß die Wahrheit sein.

Der zweifelnde Geist: Nicht im Dogma. Verwechsle nicht die augenblickliche Methode deines Denkens mit dir selbst. Es mag dir zu Zeiten gut sein, die Welt als von dir abhängig zu erklären, es hilft auch ein Glas Cognac über Depressionen; aber du sollst nicht Säufer werden. — Einst bist du ausgezogen, Systeme zu stürzen, opfere dich nun nicht für ein System, wenn du dieses auch ein philosophisches Urteil deines Ich heißt.

Kaspar: Ich verliere den Halt. Der Mensch durch eine

Kluft von mir getrennt, ich ohne Mensch die Beute philosophischer Scheinwahrheiten.

Der zweifelnde Geist: Schleudre endlich die unausgewirkten Kräfte aus dir hinaus, die in dir stocken. Ihre unverbrauchte Stärke legt sich vor dein Denken und sperrt es von der Welt ab, sperrt dich von dir selbst ab.

Kaspar: Erkenntnis! — Wo ist Erkenntnis?

Der zweifelnde Geist: Erkenne, daß du und die Welt unergründlich sind. Die Welt ist in dir, aber du bist gleichzeitig in der Welt. Suche nicht Erkenntnis, um schließlich zu ruhn.

Kaspar: Keine Rast! Kein Ziel!

Der zweifelnde Geist: Die Ruhe am Ziel ist der Wunsch des Philisters. Du, türm Erkenntnis auf Erkenntnis. Keine soll dir die letzte sein!

Kaspar: Wer sagt mir Wahrheit?!

Der zweifelnde Geist: Trenn nicht Innen und Außen. Es ist kein Innen, es ist kein Außen allein. Innen und Außen zugleich erst sind die Bewegung, nach der du grübelst.

Kaspar: Ich habe nie den richtigen Weg gefunden!

Der zweifelnde Geist: Lebe! — (1913)

Theodor Däubler / Sang an Ravenna

Sind das noch Bäume oder sind es Träume?
Wie Alabasteradern ragen Pinien
Ganz starr in einen klaren Tagesanbruch.
Das Meer versucht die Sonnenhymnen anzuschlagen,
Sein Gold verrollt jedoch sofort vor Gottes Stille:
Dem Wald in seiner Andacht soll kein Windhauch nahen;
Der Morgen kommt: Er kommt: Die Bäume blauen ihm entgegen,
Gestalten ganz in Tau, bevor sich Sonnenfreuden regen!

Kein Vogel ruft.
Wie gut, daß sich die Wachteln diesen Lenz hindurch verspäten.
So kann der Wald den Tagkrystall verzückt erwarten.
Hat eine Nacht so vielen Tau zurückgelassen,
Das späte Mondboot alle Perlen ausgeschüttet?
Die Silberbäume überschleiern sich mit Fluchtopalen,
Denn ihre Wipfel jubeln in den frühen Purpurstrahlen.
Wie durchsichtig der Morgen wird!
Der große Athem hat die Pinien an den Tag gehaucht,
Das Meer scheint auch den Strand entlang ganz langsam zu verglasen.
Der Rasen ist ein Funkelfeld:
Ein grüner Himmel, sanft verkräuselt,
Umarmt die stille Morgenehrfurcht,
Wo Pinien wie astrale Algen blauen
Und unerschauten Fluten sacht vertrauen.
Nun wird es Ernst! Vorbei der Stern der Dinge!
Den Traum der Farben überrätseln Funkelringe:
— Wir kennen uns nicht mehr —
Und seine Tiefe sucht und stillt das Meer.
Das Meer! — ringsum ein Meer. —
Ist irgendwo ein Grund?
Kein Grund! Und nichts ist furchtbar, gar nichts leer!
Vielleicht im Zufall ein verkernter Bund?

Verklärte Traurigkeit umzaubert mich auf allen Schritten:
Der Wald ist stumm und tot, doch kann die Sonne mich begleiten:
Wir sind zu zweit. — Ich fühle noch die Nähe eines Dritten.

Der Wald ist starr: er prangt voll Einsamkeit auf beiden Seiten.
Wie stumm der seichte Fluß! Hier bleibt die Sonne sonst allein!

Mich führt ein Wunsch, so wie die Segel mit dem Winde gleiten.

Ich will hinein! Wie ein Gespenst. Mich lockt der Mittagschein.
Man soll den Wald und unsre Kinder nicht alleine lassen:
Erst spielen sie; — dann bricht die Wildnis überall herein!

Du Wald! ich werde lautlos bald dein Laubgeheimnis fassen.
Ich bin vielleicht eine Erinnerung an Urprachttage.
Doch keine Wildnis! Deines Atemanfangs Wandergassen!

Kein Irrweg ist in mir! Ich kenne unsre Sternenlage.
Das wird ein Kampf! Mein Einbruch soll dir Einsamkeit bescheren.
Ich überfalle Dich. Du überwipfle mich als Sage.

Ravenna ist die Stadt des Waldes und der Meeresehren,
Die Andacht und ein Sang erweckter Fluren an den Geist;
Ein Mythos, der sich nicht gezeigt und den wir keusch verehren.

Ravenna ist vor seiner Sichtbarkeit gar viel gereist:
Es scheint ein Pilgerzug, der seine Einfachheit gefunden,
Und nun als fromme Stadt auf unsern Erdenfrieden weist.

Die Kirchen wahren unsrer Meere seltne Friedenstunden.
Auf grünen Säulen dauert eines Waldes süße Weihe,
Geschmückte Wände übertrauern alte Menschenkunden.

Dem Morgentrost verwandt ist diese bleiche Mädchenreihe.
Es ähnelt fast ihr Mosaikgewand gefrornen Thränen:
Mir ist, als ob der Zug den Fluren Ruhe prophezeie!

Es gleicht die weibliche Bekleidung seidenweichen Strähnen;
Auch funkelt unaufhaltsam Tau von solchen Mädchenhänden:
Du kannst Dich bald in einer Welt erstarrter Tropfen wähnen.

Dort überflüstert kühle Waldesfrüh die Qual von Bränden
Entsetzlich stummen Purpurduldens, scharlachroter Schrecken:
Betaut ein Traumgeschick die Märtyrer auf diesen Wänden?

Es braucht kein Weltgericht Ravennas Wallfahrer zu wecken:
Vollbracht ist solcher Seelen holde Leibesübersternung:
Sie schweben schon aus Einfalt über ihren Erdenzwecken.

Geboren werden wir zu schmerzenreicher Selbstentkernung.
Die Einzigkeit in Gott soll sich der Mensch auf Erden wahren:
Der Geist begreift in uns der Schöpfung innerste Entfernung.

Ihr blassen Fremdgestalten in geträumten Prachttalaren,
Hat Eure Tat die Angst der Heiden dieser Stadt vernichtet?
Zur Kundschaft sind wir da: zu Frage und Bericht des Wahren!

Beruhigt Euch: Der Schöpfer hat auf Blutrache verzichtet!
Nun werden Euch die Vögel und die Blumen schuldig sagen:
Doch sind auch Hohe Geister zur Verteidigung verpflichtet.

Der Wald erwartet uns: der alte Wald wird uns verklagen!
Wir raubten ihm den Tau, den Wagemut und auch die Sprachen!
Ihm blieb der Tod, der Wildnis leeres Aus dem Boden ragen!

Erinnert Euch, daß Kronen über uns zusammenbrachen!
Da sah der erste Sänger hohe Himmelsszepter lohen.
Die Sterne waren da, die uns mit Angst wie Bienen stachen.

Wir redeten und ahnten, daß wir vor den Dingen flohen.
Was ihn geboren hatte, überließ der Mensch den Schrecken.
Nun droht der Wald: Er kommt heran und wird uns fortbedrohen!

Bestechen wir ihn nicht? Du züngelst ihm in alle Hecken!
Sein Blattwerk muß vor unsern Redefertigkeiten schweigen.
Und doch — es soll der Wald die Wahnwitzrache einst
vollstrecken!

Die Sprache starrt ihm alt entgegen: unsre Würden steigen!
Ich werde meine Leidenschaft beredt und ernst zerlegen.
Was willst Du, Wald, mit Deinen wunderbar belaubten
Zweigen?

Was droht in mir, im eignen Herzen — doch mir selbst
entgegen?
Das ruft: „Für Euch, ihr Menschen, ist der Sohn des
Herrn gestorben:
Ihr würgt den Wald; zertretet, raubt auf euern Wandlungs-
wegen!

Warum hat sich kein Mensch als Opfer für das Tier
beworben?
Ihr schlachtet Schafe, aber wer erbarmte sich der Schwachen?
Ihr habt den Wald, die Wüste, selbst das Eis, die See
verdorben!"

Wenn alle bald unwandelbar am Anfangstag erwachen,
Beginnt die Hymne, daß der Mensch die Tiere still begriffen;
Die Edelwesen konnte erst durch uns der Geist entfachen!

Charakter und Symbol hat der Verstand hervorgeschliffen.
Ein Rätsel ist das Tier: das Werkzeug wird Geschick-
zerbrecher:
Die Welt vollendet sich in unseren Verwendungskniffen!

In roten Kelchen schauten wir den Wein getrennt vom Becher.
Die Tulpe sagt uns schlicht und klar: ihr werdet Feuer
trinken!
Geheimer Stern! Gebier die Glut für Deine jüngsten Zecher!

Wir Menschen sollen nicht in unserm stillen Gott versinken.
Die Dinge freuen sich auf uns: sie wurden Menschen zugeboren!
Du bist ein Wanderer, beeile Dich, wo Zeichen winken!

Ich habe dieser Welt Ravennas Kaiserin erkoren:
Sie ist ein Traum von Hoheit in verwirklichten Gewändern.
Sie bringt den Morgen in ihr Schmuckgeträufel eingefroren.

Sie kommt, und doch zu stolz, um uns und ihr Geschick zu ändern.
Wer diese Frau geschaut, hat seinen Adel keusch vernommen.
Sie fand ihr stilles Selbst und reiste lang in allen Ländern.

Wie rätselhaft: Ravenna ist vor mir schon angekommen!
Es kam zu Land und See und hat den alten Wald erwartet:
Die Seele war erwacht und bald als Sagensang erglommen.

Ihr frommen Opferbringer wißt, daß Ihr Euch nie bejahrtet;
Die Hoffnung, Schicksal hat die Stadt dem nahen Wald gespendet,
Mit Dogmen gegen Sonnenwandel, Mondeswechsel sich umwartet:

Ravenna ruht, auch seinem Frieden nimmer zugewendet.

Der Heiland hat uns Flur und Flut zurückgegeben.
Im Wasser einigt sich der Himmel mit der Erde.
Vertrau ihm fest, daß in dir selber Friede werde,
Und spende ihm durch Arbeit Gottes Korn und Reben.

So taufe mich, Du Taube über unsern Fluten.
Du Wolke Gottes, ich empfange mich aus Deinen Händen.
Auch meine Finger werden segnen, mit Geduld und Bränden:
Zu Reben soll durch mich Dein guter Regen bluten.

Ein Bau zu Gottes Taufe wurde aufgerichtet!
Das Ei, in dem der heilge Greif hienieden eingeschlossen.
In diesem Kuppelhaus beginnt die Gnade zu ersprossen:
Das Wasser spiegelt, was im Heile urverdichtet!

Wir wissen nur, was wir in Flut und Blut bedeuten:
Die Erde hat die See, in sich den Himmel zu erschauen!
Der Seele Einfalt sei darum ein reines Weltvertrauen;
Wie wären wir, wenn wir uns hier, uns selbst zu spiegeln
scheuten?

Das ist ein-Leid, aus Ewigkeit die Flucht zu sehen!
Aus Schwermut wird der Tropfen, ward das Auge einst
geboren:
Die Seele brennt, bis sich ihr Schmerz ins Tränenlicht
verloren:
Wie sichtbar Gottes Stillungen vorübergehen!

Du Haus der Taufe, ganz aus Augen, ganz in Tränen,
Erschließe Dich dem Pilgervolk im hergebrachten Leide.
Der Heiland ganz aus Mosaik mit Blicken im Geschmeide
Beträufelt und begreift das Herz mit seinen goldnen Strähnen.

Die Kleiderpracht und jedes Haar sind Dein Verständnis,
Die Augen Gott und Seelennacht, wo Finger blauen, tauen.
Vertraue nur der Welt! — Du kannst auf Deine Taufe
bauen: —
Die goldne Grotte wird Dein tränendes Bekenntnis.

Ravenna ist die Stadt der frommen Morgenröten.
Die Finger flehender Gestalten sind die letzten Sterne.
Schon überträufelt uns die unerschaute Geistesferne:
Gebier das Hohe Licht aus Deinen eignen Nöten.

Das ist die Ebene der Toten und der Gräber:
Die alten Schlachtenkunden,
Die späten Ehrenmale sind verschwunden,
Doch Dietrichs Ei ist ein Gewitterwiderstreber! —
Der Blitz hat seine Schale halb zerschlagen,
Doch brüten noch Gespenster über diesen Scherben:
Der goldne Gotenvogel soll sich fortvererben!
Einst kommt er doch: dann spannt er seine alten Sagen,
Und wer ihn sieht, soll stolz mit ihm zur Sonne ragen.
Der große Vogel wird von Abend bis zum Morgen kreisen
Und endlich auf dem Aste eines Geisterbaumes rasten.
Dann werden Ahnungen nach jenen nahen Wundern tasten,
Doch unsre Sinne nochmals in die Sternenferne weisen!
Dann aber soll es in den Zweigen leuchtend klingen;
Ein Flammenadler wird nach seinen Abenteuern singen: —
Ravennas Gast und Toter lodert aus dem Laube:
Der Ast in seinen Krallen wird zur Flammenschlange,
Zum Weltenbrand nach Dantes wahrem Sternengange:
Du hörst das Ungewitter vor dem Daseinsraube!
Dort nistet Noahs heimgekehrte Taube!
Wo ist das Laub? — Du hörst es nur aus Nesterstille
rauschen —
Sind das bloß Flügelschläge? — Sacht! Wir wollen
lauschen! —
Wie eigen, jedes Ruhenest hat seine Raschelhaube. —
Der Adler singt und alle Nachtgestalten schweigen. —
Und wieder raschelt es: wir müssen tiefer steigen!? —
Ein Born? Er rauscht! Ein Born voll Glut uns zu
berauschen!
Er labt mich, wird uns helfen, meine Sehnsucht zu erkennen,
Die tägliche Gepflogenheit für Jugend einzutauschen!
Ich höre diesen Born und kann ihn lauschend nicht benennen!

Die Freunde und das Weib / von Hans Janowitz

Als die wunderschöne Frau erfuhr, daß die beiden Männer, die kürzlich noch Freundschaft verbunden hatte, einander nach dem Leben trachteten, stand sie erst in starrer Verblüffung da, unter der aber eine Heiterkeit rumorte, die wie ein Wirbel emporstob, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte sich die junge Frau vor Lachen geschüttelt. Da nahmen ihre Augen den Ausdruck jenes Entsetzens an, das auch aus ihren Lippen sprach, die aber noch vom Lächeln geschwellt und gebogen waren, und Vergnügen und Besorgnis verbanden sich in ihrem Antlitz zu Zügen unernsten Schmerzes, die das Reizendste waren, was eine junge Frau von ihrer Schönheit in dieser Lage ihren Liebhabern zu bieten hatte.

Ihr Mann fühlte sich sofort in seinem Vorhaben bestärkt, für die Herrlichkeit dieses Weibes sein Leben einzusetzen, und der Freund wünschte nichts sehnlicher, als für die Pracht dieser Frau sterben zu dürfen. Wild fuhren die Reden der Männer gegen einander los und deren Sinn widersetzte sich den versöhnlichen Worten der Schönen, die wie ein aufgeregter, aber milder Regen jenes Gewitter begleiteten. Donner und Blitz jedoch waren darin einig, daß sie vor dem himmlischen Regen eigentlich beide in Kniefall und Liebesergebenheit dahinzuschmelzen hatten.

Der Traum des Backfisches, zwei würden einst um sie zu kämpfen kommen, ging ihr in Erfüllung und ihr Herz hüpfte, sprang wie ein Lämmchen auf der Frühlingsflur und bewirkte, daß ihr das Blut in die Wangen stieg, die rosig wurden, wie die Scham des Morgens. Nun wuchs die Erregung ihres Mannes ins Maßlose, denn er nahm die Freudenrötung ihrer Wange für Scham — und im Nu

sah er sie entkleidet, in Geschlechtsbereitschaft und in jener Lage, die das Ziel seiner Triebe war. Der Freund dagegen, der in dieser Frau mehr die höchste Schönheit sah als das andere Geschlecht, fühlte seine Liebe leicht entblättern, da die Angebetete sich so menschlich zeigte, und die Röte ihrer Wange, so sehr sie ihn auch zu zuchtlosem Verlangen aufschürte, knickte in ihm den zartesten Gipfel des Glaubens an ihre Heiligkeit. Er hätte weinen mögen, da er sie — zum erstenmale — so nackt sah, und sehnlicher noch als zuvor empfand er den schmerzlichen Gedanken, für eine Illusion zu sterben, deren erniedrigte Wirklichkeit ihm nur unermeßliches Leid beschert hätte.

Wie die Frau nun alle diese Wirkungen erkannte, begann sie — in Angst um den Verlust des einen Liebhabers versetzt — einen unirdischen Liebreiz auszuströmen, der in einem Tränenanflug ihrer unvergleichlichen Augen seinen Höhepunkt erreichte. Ihre Hand, die strahlend zwischen den Rivalen hin und her flatterte, hob sich langsam zum Antlitz, die andere schürzte zugleich den ohnedies kurzen Aermel bis über den Ellbogen empor, die ganze Gestalt verging in zarter Stützbedürftigkeit. Und als sie die Arme auf die Schultern des Mannes legte, der ihr zunächst stand, da schmolz des Gatten Härte und Gier zu einem Gefühl von bettelndem Bedauern zusammen, welches vor der Schlanken, die so leicht an seiner Brust lehnte, wie ein Wurm im Staube sich wand und unverständliche Trostworte in das Weiß der Arme stammelte, die sein Antlitz umgaben, umflimmerten und so mit Weichheit küßten, daß man einfach über die Grenze der Sehnsucht hinausgelangen und allen Halt verlieren mußte.

In dieser Stellung wandte die Göttliche den Blick dem Freunde zu.

Es zerrte an seinem Herzen so stark, daß seine Lippen sich spreizten, ein inneres Beben ihn befiel und eine blutleere

Schwäche niederwarf, während eine heiße Stimme aus der Tiefe in ihm schrie, wie die einer Bestie. Dieser Höllenschrei qualmte ihm den Schlund empor und daneben fühlte er bis tief hinab die Form ihres Armes reichen. — Der nächste Augenblick schon mußte ihn völlig zusammenbrechen sehen, ein Tränenhäuflein, geschwächt, richtungslos jedem Windhauch unterworfen.

Aber das Weib kicherte auf, der Mann sah den Freund an und stieß sie von sich, es sammelten sich seine Kräfte aus dem Staub und richteten sich jämmerlich auf, — der Freund fuhr los, und die Männer sprangen einander an, die Tatzen wie Zangen um den Hals, und kollerten zu Boden wie Getier.

Die schöne Frau sah zu. Der am Leben blieb, sich erhob und schwer atmend sein Kleid glättete, war der Freund. Als das Weib ihm blinkenden Auges entgegentrat, lächelte er müde und hinkte unsinnig in ihre Arme. Aber die Küsse der Lieblichen tranken den Schaum von seinem Munde fort. Und als er an ihrer Seite schritt, wuchs ein Baum von Sehnsucht in ihm auf, verbreitete sich und hatte so dichtes Laub, daß sein Schatten Mord und Vergangenheit bedeckte.

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Das umfangreiche Werk „Die drei Stufen der Erotik“ von Emil Lucka ist wohl hinsichtlich seines Entstehens von Otto Weininger beeinflußt, wenigstens seine Anschauung über die Liebe und seine Themaführung erinnern an diesen philosophischen Schriftsteller. Aber es ist verfänglich, eine Anschauung ausbauen zu wollen, die eigentlich erst durch die Wucht, mit der sie erlebt wird, ihren Wert erhält. Eine rein ideelle Flucht ins Metaphysische hieße mir beinahe ein Erlebnis in Theorie verkehren. Denn wenn dieses Metaphysische nur in der Idee

vorhanden ist, wirkt es auch nur ideenhaft und ist im Grunde gar nicht metaphysisch. Ist es doch so, daß als Erstes die Idee zurückbleibt, wo das Metaphysische uns aufnimmt.

Doch da das Werk als Ganzes mich nicht genügend festhielt, kann ich wohl auch über seinen Inhalt nicht genügend aussagen. Schon zu Anfang setzt der Verfasser für mich bedenklich ein: „Man muß annehmen, daß das Geschlechtsleben der Menschen bis in geschichtliche Zeiten hinein ungeordnet und wahllos gewesen ist". Er meint weiter: „... geistige Wertschöpfung und Kultur, die das historische Leben erst begründen, sind an die Ueberwindung des naturhaften Daseins geknüpft." Und er kommt im Verlauf der Entwicklung seiner idealen Anschauung zu einer „Geburt Europas", indem er ein vermeintlich Neues in die Welt gesetzt sieht: „— ein neuer höchster Lebenswert, die Persönlichkeit, ist entstanden und als ihr Träger hat sich der europäische Mensch entwickelt." Und er erkennt „die seelische Liebe des Mannes zur Frau, die auf der Grundlage der Persönlichkeit ruht." Für diese seelische Liebe müssen die Minnesänger Zeugnis geben. Die Troubadours werden erstaunlich reichlich zitiert. Selbst der Vers eines deutschen „Was wär' die Welt, wär' nicht das Weib, das schöne!" soll für seelische Liebe zeugen. Mich dünkt jedoch, daß hier die Seele noch sehr als Geschlecht spricht. Auch den Satz „Die seelische Liebe ist zuerst als ein naives Gefühl aufgetreten" möchte ich nie als Entdeckung ausgeben, die erst bei den Troubadours zu machen wäre. Und es ist gewiß verfehlt — auch für damals verfehlt, zu sagen, daß „die feinsten Geister und die vornehme Gesellschaft nur die seelische und unsinnliche Liebe anerkannten, die Geschlechtlichkeit aber verachteten." Trotzdem: der Ernst, das sehr beträchtliche Wissen und der hingebungsvolle Eifer, die in Luckas Buche laut werden, sprechen für seinen Inhalt. Es ist auch sicher Wertvolles und Schönes gesagt, und vieles

Zitierte höre ich zum erstenmal. Aber mein Sinn geht seine eigenen Wege. Je wacher er das Ganze genießt, umso weniger mundet es ihm. Die Gedanken rollen auf zu losen Geleisen; sie treten zu leicht aus, wenn sie beschwert werden; sie ertragen oft nicht das Gewicht eines ganzen Menschen. So scheint das Werk weniger geboren als angeordnet und zusammengefügt. Auch eine Verkennung des Geistes tritt manchmal zutage. So wohl, wenn gerügt wird: „Schopenhauer selbst hat keine Ahnung, daß es außer diesem spezialisierten Geschlechtstrieb noch etwas anderes gibt", und weiters: „Der innerliche Wert der Liebe ohne Hintergedanken, ohne Absicht auf Vergnügen und Kinderkriegen scheint Nietzsche unbekannt zu sein." Und wenn dafür zum Schlusse an Haeckel angeknüpft wird: „Das biogenetische Grundgesetz von Ernst Haeckel lehrt uns, daß der Mensch im Mutterleib alle die Stadien wieder durchzumachen habe, die von seinen Vorfahren in der Tierreihe verwirklicht worden sind", um dieser Vorstellung analog ein psychogenetisches Gesetz zu lehren mit dem Hauptsatz: „Der einzelne Mensch verwirklicht im Lauf seines Lebens die geistig-seelischen Stadien, welche die Menschheit gegangen ist", der wohl eine Hauptirrung ist.

So ergeht sich mein Sinn und will nicht dulden, daß man dem neueren Europa als seelische Errungenschaft anrechne, was wohl von jeher im Menschen da war und was dem heutigen Europa (das sich in der Liebe am geläufigsten zwischen populären Schriften über Verhütung der Schwangerschaft und Pariser Gummispezialitäten bewegt) mehr als je abgeht. Und dieser mein Sinn will überhaupt die „synthetische Liebe" nicht als modern gelten lassen, sondern als das Ursprüngliche, das dem Menschen auf Erden mitgegeben war, bis es durch irgendwelche Verfallsumstände rissig und brüchig wurde und zerfiel und wieder sich zusammenfand und noch immer sich zu-

sammenfinden wird in vereinzelten Menschen. So mag der wertende Beobachter solcher Vorgänge immer wieder verschiedene „Stufen der Erotik" gewahr werden, indem er vor der jeweiligen Beschaffenheit eines Liebens innehält. So mag auch gelehrt werden, was Geist — was Seele ist. Aber hinfällig ist die Annahme: „Die Geschichte kann und muß uns lehren, wie der Geist und die Seele des Menschen entstanden sind (nachdem uns die Naturgeschichte gelehrt hat, wie sein Körper wurde)". Denn da uns die Naturgeschichte nicht gelehrt hat, wie der Körper des Menschen wurde, wird uns wohl auch die Geschichte nicht lehren, wie sein Geist und seine Seele entstanden sind. Und der Satz: „Das Wesentlichste, das im Laufe der historischen Entwicklung in der Menschheit entstanden ist, muß im normal entfalteten Menschen von heute wieder zu finden sein" färbt sich mir so: Das Wesentlichste, das im Laufe der historischen Entwicklung (des Fortschrittes) in der Menschheit verloren ging, muß im ursprünglich gearteten Menschen immer wieder zu finden sein. Und niemals soll gelten: „Die Erde ist einmal das Reich der mittleren Gefühle, der mittleren Taten, der mittleren Menschen. Und der Liebende, der die Schranken nicht zu ertragen vermag, schafft sich eine andere Welt — die Welt der metaphysischen Erotik." Denn: Wo hat die Erde — als Dasein — ihre Grenzen? Und das Gefühl, das auf Erden gewachsen ist — reicht es nicht auch in die Welt jeder metaphysischen Erotik?

*

Lust ist Lust. Lebenslust und Liebeslust fließen aus derselben Quelle. Wie zeigt sich hier, daß jede Art Lust-Mord Verbrechen ist.

*

Man kann heute aus den Fleischesgelüsten nicht Wesens genug machen, nachdem man ein Unwesen daraus gemacht hat.

*

Je freier der Mensch wird, umso weniger sind seine Fleischesgelüste nur Fleischesgelüste, — umso mehr werden sie ein Anbringenwollen seines Ichs, daran das Fleisch nur der Fühler ist.

*

Man muß sich selber dahinter kommen, daß höchste Selbstbehauptung die gründlichste Abgabe seines Selbst ist.

*

Krämersinn weiß: Zeit ist Geld. Menschensinn lebt: Zeitlassen ist Reichtum. Darum auch: Unselig die Eilenden, selig die Verweilenden!

*

Wenn es möglich wäre, die Natur unfruchtbar zu machen, hätte das dem Tun der Menschen längst gelingen müssen. Aber sobald sie nur die Hände von ihren toten Werken lassen, bricht todverheerend überall wieder das Leben hervor.

*

Mit allen Mitteln etwas erreichen wollen, ist Verruchtheit.

*

Der große Schaffende hält die Seinen, die er liebt, von der Kunst ab. Pseudo-Künstlerschaft will er nicht; und von der wahren Künstlerschaft weiß er, welche Not sie nötig hat. Und wie diese Not viele zerbricht und nur wenige durchläßt.

*

Humor ist wie eine blinkende Rüstung, die sich das Empfinden umlegt, wenn es ins Gedränge kommt. Von dem, was sonst das Empfinden verwundet, blitzt und funkelt nun diese Rüstung.

*

Die Sprache ist ihrem Hauptzuge nach Konvention. Chaos und Konvention sind Gegensätze. Der chaotische Mensch

wird demnach die größten Schwierigkeiten haben, sein Wesen auszudrücken, sein Wesen verständlich zu machen. Sein Sichdartun wird zunächst wie ein Stammeln sein, bis er sich zu neuer, seiner Art gemäßer Form durchringt.

*

Karl Kraus, der Meister der Sprache als Konvention. Deshalb eben der Geeignetste zur Tilgung des Konventionellen. Es besagt: daß er mehr Zerstörer als Aufbauer sein *muß*, daß er dem Chaos, als der natürlichsten Ordnung der Dinge, Raum schafft durch Niederreißen alles Platzverlegenden, nicht aber, daß er dieses Chaos aufrichtet. Freilich frägt es sich hier: ob durch das bloße Raumschaffen diese natürlichste Ordnung nicht auch bereits wieder hergestellt ist?

*

Seit ich Kraus das letztemal in Innsbruck hörte (er trug auch aus „Untergang der Welt durch schwarze Magie" vor), sehe ich in der Presse keine Macht mehr; ich sehe nur mehr den Schweiß des Herrn: den Schweiß eines jeden Journalisten, der sich als Herrn fühlt.

*

Eine Freundschaft kann einem im Wege stehen, eine Gegnerschaft niemals.

*

Das Wort Geist sagt Verschiedentlichstes; seine Bedeutung hängt von dem ab, der es in den Mund nimmt. Wenn *ich* es gebrauche, soll es niemals ein der Leiblichkeit Gegnerisches ausdrücken.

*

An Karl Kraus ist die Satire vielleicht etwas, das uns seinen Heroismus verbergen will. Es mag ihm das Vermögen fehlen, Heroismus unmittelbar zu äußern. Sein Wesen hat sich vielleicht durch zu dicke Zeitschichten seines Herkommens durchzuwühlen. Das bringt Veränderungen

im Sichdartun mit. Zutiefst in ihm aber muß etwas vorhanden sein, das hineinlangt in das Zeitalter der Heroen. Die Art, wie er in entscheidenden Lagen Stellung nimmt, macht es immer wieder ersichtlich. So ist Karl Kraus Heroiker auf dem Umwege der Satire.

*

Wenn ich mich als Schaffenden werte, muß ich sagen: daß ich mir bewußt bin, auf eigenen Füßen zu stehen; aber eigentlich ist es ein Gehen mit dem eigenen Kopfe; aber eigentlich ist es ein Ruhen in dem eigenen Herzen.

Kindheit / von Georg Trakl

Voll Früchten der Hollunder; ruhig wohnte die Kindheit
In blauer Höhle. Ueber vergangenen Pfad,
Wo nun bräunlich das wilde Gras saust,
Sinnt das stille Geäst; das Rauschen des Laubs

Ein gleiches, wenn das blaue Wasser im Felsen tönt.
Sanft ist der Amsel Klage. Ein Hirt
Folgt sprachlos der Sonne, die vom herbstlichen Hügel rollt.

Ein blauer Augenblick ist nur mehr Seele.
Am Waldsaum zeigt sich ein scheues Wild und friedlich
Ruhn im Grund die alten Glocken und finsteren Weiler.

Frömmer kennst du den Sinn der dunklen Jahre,
Kühle und Herbst in einsamen Zimmern;
Und in heiliger Bläue läuten leuchtende Schritte fort.

Leise klirrt ein offenes Fenster; zu Tränen
Rührt der Anblick des verfallenen Friedhofs am Hügel,
Erinnerung an erzählte Legenden; doch manchmal erhellt sich die Seele,
Wenn sie frohe Menschen denkt, dunkelgoldene Frühlingstage.

Max von Esterle:

Widmung für Georg Trakl

Rundfrage über Karl Kraus

(Dritte Folge)

Franz Werfel:

An einem windigen, wolkenbewegt zartblauen April-Sonntag eines alten Jahres ging ich auf dem Ohlsdorfer Friedhof von Hamburg spazieren. Ich geriet von der menschendurchzogenen Hauptallee ab in ein mildes Nebental von Gräbern, wo, wie es schien, das unendliche Laubdach von Nadelgehölz verfinstert war. Ohne sonst bei den Grabschriften stehen zu bleiben, zögerte plötzlich, ich weiß nicht wie, mein Fuß und mein Auge blieb an einem Granitstein hangen, in dem das Profilrelief einer sehr schönen Dame gemeißelt war. Das Ende der Inschrift hieß, wenn ich mich recht erinnere: „In ewigem Angedenken — Karl Kraus." Damals fast noch ein Knabe, war die Gewalt des Werkes von Karl Kraus noch nicht über mich gekommen; — ich kannte seinen Namen! Und doch — höchst, höchst wunderbar! Ich verdankte dieser blauen, windzerrissenen Stunde, diesem Stehenbleiben vor einem schönen Frauendenkmal unter unvergeßlichen Bäumen, diesen Worten „ewig" und „Angedenken", diesem halb-fremden Namen „Karl Kraus" eine plötzliche, stürmische Erschütterung meines Lebens. Unverständliche Tränen kamen . . . . . ich las die Worte „ewig" und „Angedenken" immer und immer wieder, Worte, die vielleicht ringsherum auf anderen Gräbern auch standen. Hier waren sie anders, von erfüllterer Bedeutung, hier hatten sie eine Stimme, die unterm Himmel klang, eine unsagbar überirdische Ritterlichkeit, waren zum erstenmal gesagt . . . . . waren Gedicht.

Ich hatte in diesem mystischen Erlebnis die namenlose Persönlichkeit des Worts erfahren.

Ganz noch in Himmel, Grün, Wind und Baumdunkel

verfangen fuhr ich nach Hause, legte mich zu Bett und träumte Folgendes:

Wir stehen um ein offenes Grab im Regen. Man läßt einen deckellosen Sarg hinab, in dem ein ganz knabenhafter Mann liegt mit einer sehr zarten Brille vor den Augen. Er hat kurzes Haar und einen gar nicht zu verstehenden Mund. Ich liebe diesen Mann mit aller Schmerzlichkeit. Ich springe ins Grab und rufe in besinnungslosester Ekstase (dennoch auch mit höchster schauspielerischer Lust) . . .:

Wer ist der, des Schmerz hier voll Emphase tönt?

Am Morgen weckte mich ein Brief von Karl Kraus, in dem er mir mitteilt, daß er meine von einem Freunde (ohne mein Wissen) eingesandten Gedichte in der Fackel zu drucken beabsichtigt.

Ein Jahr später sah ich Kraus von Angesicht zu Angesicht und erkannte alle Schauer dieses Lebens im Leib, in ihm jene Traumerscheinung.

Verehrter Herr Herausgeber, Sie werden mit Recht fragen, was dieser Bericht über ein Erlebnis mit Ihrer Frage zu tun hat!

Ich habe gestern einige Seiten Philosophisches über Karl Kraus geschrieben.

Ich sende es Ihnen nicht — es ist ohnmächtig!

Ohnmächtig gegen das Ereignis, mit dem unerklärlich dieser Mann in mein Leben trat.

Denn hinter allem Essayistischen, das ich über Karl Kraus schreiben könnte, stünde gebieterisch und unverrückbar die Stunde, die meinen Planeten an den seinen bindet.

Oskar Kokoschka:

Karl Kraus ist abgestiegen zur Hölle, zu richten die Lebendigen und die Toten.

Max Brod

Eine technische Kritik mit psychologischen Ausblicken

„Der Einsichtige sieht schon das Postulat von weitem herannahen: Es sollen überhaupt nur lobende Kritiken geschrieben werden!“

Max Brod, 1907.

Wer Max Brod kritisch behandeln will, der muß sich wohl oder übel auf jene Betrachtungsweise einstellen, welche dieser Schriftsteller als „das Ideal der Kritik“ bezeichnet hat, und muß vor allem seine Untersuchungen auf das technische Können des Autors beschränken, denn „die Vorzüge und Schwächen des Werkes, nicht einer Seele sind zu beurteilen“. „Vor dem technischen Kritiker ist der gemütvolle und der gemütlose Dichter gleich. Gemüt ist ihm einfach Wurscht.“ Wenn es mir auch im Innersten widerstrebt, diese Ansicht zu teilen, so will ich doch für kurze Zeit den Standpunkt Brods einnehmen und mit *seinem* Maßstab seine Produktion messen, denn ich bin der festen Ueberzeugung, daß selbst durch dieses Zugeständnis mein Urteil kaum alteriert werden kann und daß mir noch überdies aus der aufgezwungenen Methode manche Einsicht in das Verhältnis von Produktion und Kritik erwachsen wird.

Bevor ich das Sprachtechnische in Angriff nehme, sollte ich wohl auf gewisse Eigenheiten des Brod'schen Stiles zu sprechen kommen, die mir gegen den Geist der Grammatik zu verstoßen scheinen, aber ich vermeide es absichtlich, etwa darüber zu streiten, ob man „*an* etwas vergessen“ dürfe, denn es kann mir immer eingewendet werden, daß die Sprache in der Entwicklung begriffen und gerade diese Fassung vielleicht die Prägung der Zukunft sei. Weniger Toleranz scheint mir dagegen eine pseudo-taciteische Kürze zu verdienen, welche die allgemeine Zweckmäßigkeit der Dinge durch folgenden Satz ausdrücken möchte: „Alles ist zu, für, damit“. Auch wundere ich mich, daß ein so belesener Schriftsteller wie Max Brod den Unterschied zwischen „heraus“ und „hinaus“, zwischen „herunter“ und „hinunter“ nicht fühlt. In „Schloß Nornepygge“ sagt einer, der auf der Galerie steht: „kommen Sie in den Saal herunter“,

dann später heißt es: „Ein Glück, daß wir ihn aus der Loge herausgeworfen haben." Im „Abschied von der Jugend": „Erziehen ist: in das Leben jemandes hereintreten." Oder die schöne Stelle im „Bräutigam": „Darüber bin ich heraus." Um in dieser Richtung zu einem Ende zu kommen, will ich nur noch bemerken, daß mir die Konstruktion: „ich entwerfe meine Novellen immer auf das, was mir so zur Hand ist" etwas überhastet vorkommt, doch genug davon — wir wollen nun mit dem eigentlich Künstlerischen beginnen. Ich übergehe Beispiele, die der Klangwirkung nach verfehlt sind, wie etwa dieses: „. . . und nun begann sie, in der die durch soviel Vernichtung beleidigte Hausfrau sich regte . . ." Aber neben Raffinement im Ausdruck gibts Sätze wie diesen: Er saß einem Ofen gegenüber „warme Hauchstöße um den Kopf und sich erkältende Füße." Oder folgende Metapher (aus Schloß Nornepygge): „Die berauschenden Stürze neuer Bilder massierten ihn wie mit eisernen Händen." Der Uebergang vom Pathos der Wortfolge: „Die berauschenden Stürze neuer Bilder" zum ganz anders assoziierten Begriff „massieren" ist nicht nur gequält, sondern auch künstlerisch taktlos. Damit ist aber ein wichtiges Argument, das ich programmäßig zunächst nur technisch werten will, gegen die ganze Produktion Brods gewonnen. Er hört den Mißton nicht, den der Begriff „massieren" in diesem Zusammenhang anrichtet, oder er will ihn nicht hören, oder er hat ihn geradezu angestrebt in Uebereinstimmung mit seinem kuriosen ästhetischen Dogma: „Alles, was neu ist, ist schön". Diesem Menschen, dessen erstes Werk ein „nil admirari" verwegen an der Stirn trug und das ein „omnia admirari" scheinbar weltumspannend, in Wahrheit aber doch schwächlich hinter sich her durch den Straßenkot schleppte — diesem Menschen, sage ich, sind alle Methoden und alle künstlerischen Werte gleich bis auf diejenigen, welche seinen absoluten Relativismus anzweifeln. Max Brod stellt einen Schriftstellertypus dar, der sich von jeder Tradition des Sprachlichen losgerissen hat, für den von allen Begriffen Wege und Stege führen zu allen Begriffen, dem der Geschmack oder der Takt oder der Ekel oder das Kunst- und Kulturgefühl niemals hindernd entgegen tritt, denn „alles, was neu ist, ist schön". Für ihn bleibt der ästhetische Genuß merkwürdiger Weise an die

Apperzeption gebunden und ist daher meines Erachtens sehr stark intellektualisiert; er unterschlägt absichtlich den Gemütsanteil und schreibt mit Behagen etwa folgenden Satz: „Während er hastig ein Stück Wurst in den Mund schob ohne es abzuschälen (er mußte nachher die Schale ausspucken) schmierte sie ihm gewandt ein Stück Brot auf". Daraus schreit doch vernehmlich genug ein künstlerischer Defekt — ich will noch nicht behaupten ein Defekt des künstlerischen Charakters (denn ich treibe technische Kritik), aber sicherlich handelt es sich hier um einen groben handwerklichen Fehler. Die Vorstellung der ausgespuckten Wursthaut und des aufgeschmierten Butterbrots ist so banal und vulgär, daß sie nicht nur die Perspektive des Autors in Verruf bringen könnte, sondern auch seinen Absichten direkt entgegenarbeitet. Die Stelle: „Die Schritte der Menschen . . . geben den hellen Gesprächen einen deutlichen Rhythmus. (Jemand bleibt stehen und pißt, und auch das ist Musik)" gehört ganz in dieselbe Rubrik.

Brod hat sich im Nachwort zu „Arnold Beer" darüber beklagt, daß man seine Gestalten oft unsympathisch finde (ich sage noch mehr, ich behaupte, sie seien Anschauungsmaterial für den Antisemitismus). Er hält sie für bemitleidenswert und macht die Flüchtigkeit der Leser dafür verantwortlich, daß seine Helden nicht so erscheinen wie sie aufgefaßt werden sollten; aber mit Unrecht. Denn sein hemmungsloser und daher unkünstlerischer Realismus, der alles für erlaubt hält und die gewagtesten Ideenverbindungen anstrebt, weil er jedes Wagnis für schön erklärt: gerade dieses Prinzip verlegt dem Leser den Weg zum Mitleid und zur menschlichen Anteilnahme. Julius Bab, welcher die Idee der technischen Kritik schon 1907 entwickelt und mit großem Aufwand an Geist und Einsicht fundiert hat (Brods Aufsatz im „Saturn" — 1912 erschienen — ist nur ein äußerst mäßiger Abklatsch davon) spricht von dem Fall, daß den dichterischen Worten die Ueberredungskraft fehlen könne, weil sie einer vorher gesetzten, in widerstrebender Richtung wirksamen Illusion nicht gewachsen seien. Diesen technischen Vorwurf muß sich Max Brod unbedingt gefallen lassen und zwar stelle ich unter Beweis die Gestalt der Großmutter im Roman „Arnold Beer". Diese Alte

hat im Rahmen des Werkes eine höchst bedeutsame Funktion, sie soll als ein lebendiges Wahrzeichen jüdischen Familiensinns Generationen überragen, sie soll als das Symbol des Judentums überhaupt das Lebensstarke und nicht zu Bändigende veranschaulichen und einen schwach und verzagt gewordenen Menschen wieder zum Glauben an den Wert des Daseins zurückzwingen. Man erinnere sich, was Gerhart Hauptmann im fünften Kapitel des „Emanuel Quint" aus der Ururalten gemacht hat, und vergleiche damit die Gestalt, welche aus den Händen von Max Brod hervorgegangen ist. Die Großmutter lebt in der stickigen Luft einer schmutzstarrenden Stube und leidet, von der Altersschwäche abgesehen, an einem „neulich operierten Bruch — — schmutzige Bandagen, unter dem Kopfpolster zusammengerollt, erinnerten daran." „Hinter dem Bett lugte ein ganzer Sack mit abgetragener Wäsche hervor. Und dieses Bett ganz eng, schwachfüßig, die Federbettdecke grau statt weiß, mit großen eingesetzten Flecken von andern Leinwandsorten, betropft mit rötlichen Spuren . . ." Und die Großmutter selbst: „nahm eben das nur ein wenig verkleinerte, jetzt glänzende Bonbon aus dem Mund, und legte es aufs Federbett. Ein Schleimfaden zog sich daran."

Ich glaube, es überschreitet nicht die technische Kritik, wenn ich behaupte, daß solche Züge, zu denen noch ein ununterbrochenes Keifen und ein bornierter Eigensinn kommen, der Illusion eines Lebenssymbols im tiefsten Grunde widersprechen. Es ist einfach nicht nachzuerleben, wie der Held sich von diesem ekelerregenden, bettwarmen Familienidyll begeistern und rühren lassen kann. Man wende mir nicht ein, daß auch bei Zola im „Totschläger", in „Nana" oder in „Mutter Erde" ähnliche Situationen vorkommen — gewiß; aber die ordnen sich dem Willen des Autors unter, sie sind dem kühnen Wurf der Konzeption gleichgerichtet, bei Brod jedoch arbeiten sie ihm entgegen, denn für das Menschliche dieser Alten spricht doch gar nichts und gegen sie alles. Das ist — technisch genommen — nicht der Weg, auf dem man die eigene Verehrung, das eigene Mitleid, kurz den eigenen Gefühlskomplex auf den Leser zu übertragen vermöchte. Ich wäre vielleicht schon auf Grund dieser Darlegungen berechtigt, dem Roman „Arnold Beer"

schwere, durch nichts entschuldigte Geschmacklosigkeit vorzuwerfen, aber es gibt da noch eine schöne Stelle, die für die Grundstimmung des Helden charakteristisch ist, dem Brod „nicht nur durch literarische Gefühle, auch durch menschliche Parteinahme und Liebe" sich verbunden fühlt. Arnold Beer, dem ein Mädchen blindlings in die Arme gelaufen ist, „sagte sich, indem er ernst wie ein Kaufmann Aktiva und Passiva gegeneinander hielt: ‚No ja, ein fesches G'stell, aber das Gesicht mutet mich nicht an'." Am nächsten Tag, als das Weib wieder kommt und er es heimlich mit den Augen verschlingt, fallen ihm die Worte ein: „Er regt sich auf, hat nichts davon". — Demselben geistigen Niveau gehören noch ein paar Verse aus dem „Wege des Verliebten" an:

„Nun küsse mich . . . ah so süß . . . und jede Falte
an deinen spüren meiner Lippe Falten.
Und wie ich dich so in den Armen halte, . . .
„Tun Sie nur als wie zu Haus
„liebes Fräulein Emma,
„ziehn Sie sich das Rockerl aus.
„So ist's angenehma . . .
O spottet nicht, ihr ewig Alten, Kalten!
Dies Liedchen fällt mir ein. Nicht stört's mich drum.
Vereint genieß ich Witz und Griechentum."

Er wird schwer halten, aus diesem Misthaufen den Witz und das Griechentum herauszufinden. Ebenso gehts mir mit dem Gedicht „Die Augen". Er zählt fünf an seiner Geliebten: zwei blaue im Gesicht, zwei „rosazarte" auf den Brüsten, „das fünfte ist von dunkler Purpurglut". Ich vermeide es noch immer, mir die Psyche desjenigen zu rekonstruieren, dem sich solche Witzlosigkeit aus der Feder wagte, ich komme zur Not noch mit der technischen Kritik aus und riskiere dabei nicht den Vorwurf, Brod mit anderen Maßstäben gemessen zu haben als die er für sich selbst zurechtgemacht hat. Ich urteile noch immer nicht: „Das hätte der Mann nicht sagen dürfen", sondern behaupte in aller Zurückhaltung: „Hier fehlt den dichterischen Worten die Ueberredungskraft". Es geht ihnen die Größe und das Pathos ab, den Leser zu zwingen und mitfortzureißen. Das Bluff- und Blendwerk, das Brod einem in den Weg wirft und auf das er sehr stolz zu sein scheint, würde selbst

ein großes dichterisches Temperament in seiner unmittelbaren Wirkung schädigen, aber Brod hat gar kein Temperament. Seine Rohheit und Cynismen würden nicht als solche wirken, wenn sie sich als die Kunstmittel eines von Himmel und Hölle besessenen universalen Geistes darstellten. Aber dem ist nicht so. Brod ist und bleibt ein Kleinstädter im ganz gewöhnlichen Sinn, ein Mensch, der von Laforgue die Kulissen, aber nicht die Lebensstimmung entlehnen konnte, ein Mensch, der sich immer wieder nach der engbeschränktesten Häuslichkeit hingezogen fühlt und dessen innerstes Sinnen und Trachten in dem Gedicht „Familienglück" sich ausspricht, wo es heißt:

„Wärme schnob aus jedem Deckerl,
Aus den Kissen im Sophaeckerl."

oder:

„Aus dem Nebenzimmer ein Kreischen,
Erschrickst du bei so gewohnten Geräuschen?
Unsere Kinder, ein ewiger Ball,
Sie sind gesund und machen Krawall."

Ich bin der Meinung, daß die Größe einer Dichtung der Größe ihrer allgemein menschlichen Bedeutsamkeit proportional sei. Bei Brod aber versagt diese Auffassung, denn seine Werke kommen immer aus der gewöhnlichsten und banalsten Alltäglichkeit und wollen nie darüber hinaus. Seine Liebesgedichte wurden immer im Bett konzipiert, sie sind satt und geil, ohne Größe, sie haben keine Distanz zum Erlebnis, sie deuten es nicht, sondern sind Berichte über physische Bedürfnisse, ihre Befriedigung und die Methoden ihrer Verrichtung. Als Beispiel diene etwa Folgendes:

„Ich liebe es, die Zungenspitze
in deinen roten Mund zu stecken
und jede Rundung, jede Ritze
der Zähnereihe zu belecken.
— — — — — — — — — —
und süße Speichelsäfte schweben
an ihren Glätten schleierbleich."

Diese Verse wirken wegen der Brutalität der Begriffe „stecken" und „belecken" gar nicht, auch auf Leute nicht, welche erotische Gedichte, wenn sie poetische Qualitäten haben, zu schätzen wissen. Oder war die Situation allein das Ausschlaggebende? Dann halten wir eben bei der Porno-

graphie. Hier zeigt sich so recht deutlich, daß das Rohmaterial zu sprechen anfängt, wenn der Künstler versagt. Der Stoff an und für sich ist gleichgiltig, es gibt eine „Schönheit der häßlichen Bilder", aber es muß ein Grünewald, ein Rops, ein Goya, ein Barbey d'Aurévilly, ein Huysmans sie geschaffen haben, es muß Weltanschauung und Temperament die ganze Häßlichkeit auf ihre Schwingen nehmen, sie muß die Häßlichkeit des Satans und nicht die des Philisters oder, noch grauenhafter, die des Snob sein. Aber so meint es Brod gar nicht, er weicht diesen Dingen in einem großen Bogen aus und wenn er von der „Schönheit häßlicher Bilder"*) spricht, dann meint er die Klischees der „Wiener Mode" oder die Plakate des Altvaterschnapses, des Kalodont, der Regenschirmfabrik „Romulus und Remus" — die liebt und hätschelt er, warum auch nicht, gilt doch auch noch heute von ihm das „omnia admirari"!

Während ich dies hier schreibe, erscheint schon wieder ein neues Buch von Brod. Und richtig: „Ueber die Schönheit häßlicher Bilder" heißt es und bringt an erster Stelle das eben charakterisierte gleichnamige „Paradoxon" aus der „Bohemia". Da dieses aber bloß acht Seiten umfaßt, mußten auf weiteren 200 Seiten „Aeußerungen eines heftigen Temperamentes gegen unser mechanisiertes, amerikanisiertes, philiströs-kaufmännisches Zeitalter" — so redet der Verleger — geschrieben werden. Das heftige Temperament aber kommt während einer Vorstellung von Torquato Tasso beim Anblick seiner Nachbarin auf folgende Gedanken: „Wie gesund sie ist: von den dicken Wangen angefangen bis hinunter. Diesen Busen könnte man für eine Merkwürdigkeit halten, so groß ist er, so eine fremdartige Masse. Und unbegreiflich wie sie ihn ohne Mühe erträgt, und wie er überdies in ihre Gestalt hineinpaßt. Ganz nahe bei mir hält sie ihre Schulter, dick, dick, dick." Leider ist das die einzige Stelle des Buches, wo man sich ärgern kann, im übrigen monologisiert Brod mit der Fruchtbarkeit und Ausdauer, aber auch mit der Langweiligkeit eines Menschen, der Angst hat, daß die Zeit nicht verginge, wenn er nicht Worte drechselte. Er entzückt sich an der „Romantik

*) „Bohemia", Prag, 19. Juli 1908.

der Geschmacklosigkeit", offenbar ohne zu ahnen, daß dahinter bloß ein pervertierter Snobismus steckt.

Aber da hat die technische Kritik denn doch ein Loch! Ich danke für einen Geist und eine Technik, welche den Philisterstandpunkt mit dem Snobgeschmack zu kuppeln verstehen; ich habe keine Achtung vor der Aufrichtigkeit einer Kritik, die es mir nur deshalb verwehrt, kurzerhand einen Literaten und seine Schule verdächtig zu finden, weil sie über ein paar respektable technische Virtuosenkniffe verfügen. Und ich kann keine hohe Künstlerschaft bei einem Manne entdecken, der sich vom biedern Philister nur dadurch unterscheidet, daß er einen Umweg über Flaubert, Laforgue, Heinrich Mann, Franz Blei und Meyrinck gemacht hat, um im „Sophaeckerl" zu landen.

Der Geruch, den seine Geschöpfe ausströmen, ist das Odeur einer hoffnungslosen Unkultur und die Haltung seiner Helden im geistigen Raum ist analog derjenigen im physischen. Denn nie hat einer sich durch seine Pose besser gezeichnet als der Komponist Plzensky in der „Erziehung zur Hetäre", „der seinen Platz auf der Klavierbank verließ und ohne sich aufzurichten, mit gebogenen Knien, die sitzende Stellung fast beibehaltend sich durch das Zimmer schob bis zu einem Fauteuil, der ihn in guten, grünen Plüsch aufnahm". Das ist Brods Stellung zu Gott, Welt und Kunst!

Damit stehe ich Gottseidank endlich außerhalb einer technischen Kritik und frage Max Brod, ob er sich auch jenem Exhibitionisten vor ganz Prag „durch menschliche Parteinahme und Liebe verbunden fühlt", der

„ . . . . . hinter Frauenfleisch
verschanzt, vor jeden Mißgeschicks Geräusch
wie hinter Betten, dick von Eiderdaune . . . . .
froh-geil wie leichtgesinnte Faune
mühlos-natürlich strömende Genüsse" trieb.

Ich bekenne mich nicht einmal zu jenem Max, von dem es heißt:

„Nun lieber Max, nun bist du müd
und auch zerdacht genug,
nun legst du dich ins kühle Bett
zu guter Ruh mit Fug."

Denn der verkehrt ja in einer Gesellschaft, die von sich rühmt:

„Die großen Worte sind uns ausgegangen — — —
wir sind so ruhig in so jungen Jahren.
Wir sind nicht Feuerköpfe — — Nicht Neuerer — —
Nicht Märtyrer. Das wär ein falsches Spiel
und zwecklos. Nur zartsinnige Gemeinde
von Freunden. Nein, wir sind nicht einmal Freunde."

Dieses tote Meer menschlicher Gesinnungslosigkeit wurde bereits 1908 erreicht, das Staunen war also gerechtfertigt, mit welchem die Kenner vier Jahre später auf opus 12 den Titel lasen „Die Höhe des Gefühls". Man hätte das Recht gehabt, etwas Hymnisches zu erwarten, etwas, das mit Größe und Kraft sich über das menschlich eng Begrenzte hinaushebt, aber es ward nur die Höhe eines Maulwurfhügels erreicht. Die Leistung ist nur dann respektabel, wenn man bedenkt, daß Brod 1908 noch das Rituale des Indifferentismus zelebrierte. Aber die Höhe des Gefühls von 1912 ist jedem ehrsamen Staatsbürger erreichbar, der einmal hinter seiner Verschanzung von Weiberfleisch hervorkommt und sich nun mit ernsteren Absichten trägt. Die Höhe des Gefühls entführt uns auf keinen Tabor, kein gelobtes Traumland ist von dort zu schauen und der uns hinaufgeleiten will, ist kein hymnischer Sänger und Seher, sondern ein ängstlich beobachtender Registrator. Er arbeitet nicht, weil er sich durch die Produktion vor der unheimlichen Macht seiner Gesichte retten muß, sondern weil seine immerhin beträchtliche geistige Regsamkeit sich unter anderm auch literarisch ausleben will. Es bleibt Brod vollständig unbestritten, daß er in „Nornepygge" einige Phantasie, im „Tschechischen Dienstmädchen" Erzählertalent und in den „Ausflügen ins Dunkelrote" etwas Aehnliches verraten hat — aber darauf kommts mir nicht an! Ich will beweisen, daß seine Arbeiten nicht das Produkt eines Triebes sind, der bis zur Wesenheit der Welt und der Gottheit vordringen möchte, sondern das Resultat eines schöngeistigen Sports, bei dem man es nach einem scharfen Training und einer nicht gewöhnlichen Zähigkeit zu einiger Routine bringen kann, besonders dann, wenn man auf die „Neuheitsrate" jedes Motivs spekuliert. Der geniale Künstler, der mit der ganzen Welt schwanger geht, wird eine Welt gebären, das an-

empfindende Talent, das sich an einem Genius mühsam emporrankt, bringt nur den Balg ohne den Körper ans Tageslicht. Und das muß wahr sein, denn Brod hat immer nur die Epidermis der Dinge und der Menschen gegeben, er war gewissenhaft genug, uns keine Schweißporе zu unterschlagen, aber er wird keinen Dank davontragen. Jetzt jubelt man ihm noch zu, sowie man einst ein großes Geschrei erhoben hat, als man die Harnsäure zum erstenmal synthetisch darzustellen vermochte, aber was nützt es, über das Wesen der Abfallsprodukte orientiert zu sein, zum Quell des Lebens kommt man über die Exkremente nicht!

Ulrik Brendel

Der Geißler unserer Literatur

„Kein Volk darf sich rühmen, ein Werk dieser Art zu besitzen, das an Zuverlässigkeit und Größe der Anlage, oder auch nur der Idee nach, ähnlich wäre Max Geißlers Führer durch die deutsche Dichtung des 20. Jahrhunderts."

Stichproben aus diesem Werke (das überraschenderweise nicht bei Staackmann in Leipzig, sondern bei Duncker in Weimar erschienen ist):

Wedekind, Frank: „. . . . . Die deutsche Kritik ist willfährig und erkennt nicht, wie W. sie zu seinem Narren macht, sie und alle, die diese Mache nicht einfach sich verbitten. Dieser halbverblödete Grübelrausch ist ekelhaft. Aber die Zeit wird dagewesen sein, in der auch W. erkennt, daß die deutsche Kritik doch nicht so einfältig war, wie er meinte; denn wo sie schonte, schonte sie aus Mitleid mit einem armseligen Vierteltalente, das nach Erkenntnis seiner Ohnmacht aus Selbstverzweiflung in die Rolle grotesken Narrentums sich hineinspielte und die Dinge auf den Kopf stellt. Aus Mitleid sieht die Reife zu. Aber dies Mitleid ist töricht; denn W.s „Kunst" ist eine ansteckende Krankheit . . . . . 1912 gehörte zu denen, die dieser Hochdekadenz verwahrloster Bohème am eifrigsten den Weg bereiten, der Privatdozent an der Universität München-Arthur Kutscher. Die Gefahr, der die Jugend Deutschlands in den Hörsälen damit ausgesetzt ist, ist evident . . ."

Koschat, Thomas. „In Schildereien, Kurzgeschichten und in zahlreichen Liedern aus seiner kärtnerischen Heimat, die er einst mit den allbekannten innigen Weisen in die Welt schickte, hat er ein Denkmal sich errichtet im Herzen seines Volkes, im Herzen der Menschheit. Am 13. November 1912 trat er als Hofkapellensänger in den Ruhestand, Ehrenmitglied der Wiener Hofoper; 45 Jahre lang hat er als Führer des Opernchores gewirkt und zur Feier des Tages

wurde sein Liederspiel „Am Wörthersee“ aufgeführt. Sechs Opern-direktoren sah Koschat kommen und gehen. Ursprünglich für das Studium der Naturwissenschaft bestimmt; er wurde aber im Angesicht der Kärntenschen Wälder und Seen ein Sänger und Poet. In seinen 110 Werken rauschen vor allem die Quellen des Gefühls und Gemüts; in den meisten Fällen ist er Dichter und Komponist zugleich — „Verlassen“ ist die schmerz-vollste und populärste Schöpfungs K.s. Sie findet sich in seinem lustigen Liederspiel „Am Wörthersee“, ebenso „Armes Diandle, tua nit wanen“ . . . Stürmischer Jubel umbrauste K., als er am Schlusse des Abends in seiner Nationaltracht vor dem Vorhange sich zeigte . . .“

Sind so die Verdienste des nationalen Schrifttums um die Menschheit reinlich geschieden von den verheerenden Wirkungen der schreibenden Bohème auf die akademische Jugend, bleibt noch die Frage: wie mag die literarische Lage des Deutschtums dort sein, wo sie zu internationalen Verwicklungen neigt? So:

Heym, Georg „. . . Er war das Haupt einer Gruppe junger Berliner Dichter, die sich Neopathiker nennen. Zu ihnen gehören auch Verhaeren, Johannes V. Jensen, Whitman . . .“ (!!)

Man traut seinen Augen nicht, glaubt an den Ausbruch einer Setzerrevolte . . . Aber dergleichen Offenbarungen finden sich auf jeder Seite . . . Bis der Blick plötzlich wie befreit auf den Namen „Geißler, Max“ fällt. Gott sei Dank! „Wie ich Dichter wurde“, steht da — „120. Tausend“! Endlich! Es beginnt sich zu lichten. Die Umrisse einer in üppigster Romantik schwelgenden Erscheinung werden sichtbar, nehmen festere Gestalt an: in den unteren Partieen etwa blühender Heiderich, oben brausender Meerschaumkopf, als Ganzes strahlendes Sinnbild prahlender Männlichkeit. Mit einem Wort: Ein Volldampf-Dichterling entringt sich dem wüsten Chaos, segnet die deutsche Erde, soweit sie zu ihm gehört, schwingt sich vom Lyriker zum Romancier, vom Epiker zum Dramatiker, vom Autobiographen zum Führer durch die deutsche Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts auf. Als solcher spuckt er im Aufstieg mit Wonne in die Niederungen der „Hochdekadenz“, bemitleidet alle Schwächlinge, die „mit dem Leben nicht fertig werden“, nennt Alfred Mombert einen „Verstiegenen“, Theodor Däubler einen „sonderbaren Heiligen“ und Peter Altenberg eine „Dirnenseele“, einen „Gaukler,

der in Peter Hille einen Bruder besaß, zu dessen Karikatur er sich hinabarbeitete"; kurzum: er kennt sich aus, weiß, was er von einem George, Dehmel, Rilke zu halten hat — man kann sich's vorstellen —, erblickt zuguterletzt in unserem Kassian Kluibenschädel, vulgo Rudolf Greinz, bei allem Vorbehalt eine „tief gottesfürchtige Natur", und schwebt so endlich dem Aar gleich oder einer Lerche, wenn nicht gar als Vogel Phönix, seinen Gestirnen zu, dem Reich der ewigen Gesundheit. Auf halbem Wege aber läßt er sich auf eine Donnerwolke nieder, macht sich's darauf bequem und wirft, als Halbverewigter Rückschau auf die eigene Entwicklung haltend, mit Perlen der Erkenntnis um sich:

„Der Beruf des Dichters ist heute längst kein Martyrium mehr, wenn nur der Dichter nicht ein unverbesserlicher Eigenbrödler ist, so Eigenbrödler, daß er einem Narren verzweifelt ähnlich sieht. So viele vortreffliche Verleger haben wir schon in Deutschland, die mit wachen Augen nach Talenten ausspähen, und die alle den guten Willen haben, diese Talente zu fördern, daß ich die Nichtentdeckung selbst des größten Einsiedlers unter den Dichtern für undenkbar halte."

„Es ist eine Schwäche unserer zünftigen Kritik, daß sie — oberflach, wie es zumeist ihre Art ist — kurzerhand von Ueberproduktion redet, wenn ein Dichter einmal mit zwei bis drei neuen Werken im Jahre auf dem Markt erscheint. Sie urteilt in den Tag hinein . . ."

Schnupps dich — schon will sich die Ewigkeit vollends an ihm vergreifen, in Gestalt eines zweifelhaften Frauenzimmers. Er hat gerade noch die Geistesgegenwart, ihr eine Sammlung seiner lyrischen Ergüsse zu entringen, wirft sie beherzt in einer Volks- und einer Luxusausgabe auf den Markt und singt aus schmetternder Kehle:

Trutz

Du mit der gleißenden Stirne,
Du mit der feilen Scham,
Glück, du lächelnde Dirne,
Ewig sind wir uns gram!

Seit mich die Sorge führte,
Ging's über steinichtes Land;
Seit mich die Fron sich kürte,
Ward mir die hürnene Hand.

Dir die Schleppe zu tragen,
Ist sie zu stark und wert;
Aber das Schicksal zu schlagen,
Schwingt sie ein siegendes Schwert.

Potz Blitz! Die Donnerwolke weicht erschrocken zurück, die Ewigkeit aber schleppt ihn in jene himmlischen Hintergründe, wo's keine Scham mehr gibt, nur feile Betriebsamkeit, die sich selbst die Schleppe trägt. Weihrauchwolken drängen sich vor, aus denen neuerdings die geflügelte Stimme des Autobiographen schallt:

„Es könnte nach dem oben Gesagten den Anschein erwecken, als wehre ich mich mit Händen und Füßen dagegen, für einen Lyriker gehalten zu werden . . .“

Schüchterne Bravorufe dringen aus den Niederungen der Hochdekadenz empor. Das bringt den versonnenen Spaßvogel wieder zur Besinnung seiner poetischen Sendung. Er sträubt das klingende Gefieder, gibt seinem Pegasus schleunigst die Sporen, indem er zitiert:

„Laßt mich nur in meinem Sattel gelten,
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten,
Und ich reit' in meine weite Ferne,
Ueber meiner Mütze nur die Sterne“ —

und ist so, während die Dekadenz das Nachsehen hat, für immer entschwunden und verewigt.

Ludwig von Ficker.

THEODOR DAEUBLER

Folgende Hefte der Neuen Blätter brachten
Beiträge des Dichters

Das erste Heft: DER NACHTWANDLER
Das dritte Heft: VOM ALTEN ROM
Das siebente Heft; SCHNEE

Jedes dieser fast vergriffenen Hefte ist für 50 Pf. durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag der Neuen Blätter zu beziehen

*

In Heft 5 und 6 der II. Folge der Neuen Blätter waren enthalten:

Ode an Rom, Sang an Siena, Sang an Pisa, Sang an Volterra

Dieses Heft kostet Mk. 1.50

*

Ausserdem erscheinen

ODEN UND SONETTE

von

THEODOR DÄUBLER

Auf bestem holländischen Bütten in 120 Exemplaren abgezogen und sämtlich von Däubler eigenhändig mit seiner Unterschrift versehen, zum Preise von Mk. 10.— in Pappband

VERLAG DER NEUEN BLÄTTER
HELLERAU BEI DRESDEN UND BERLIN W 15

Die Rundfrage über Karl Kraus

die in vorliegendem Heft ihren Abschluß findet, enthielt in den beiden vorhergehenden Heften des „Brenner" Beiträge folgender Autoren:

Heft 18:

Else Lasker-Schüler / Richard Dehmel / Frank Wedekind / Thomas Mann / Peter Altenberg / Georg Trakl / Otto Stoessl / Adolf Loos / S. Friedländer / Peter Baum / Carl Dallago / Arnold Schönberg / L. E. Tesar / Walter Otto / K. B. Heinrich / Karl Hauer / Robert Scheu / Albert Ehrenstein / J. Lanz von Liebenfels / Hermann Wagner / Hermann Broch / Stefan Zweig.

Heft 19:

Thaddäus Rittner / Alfred Mombert / Richard Schaukal / Marcel Ray / Willy Haas / Otto Rommel.

* * *

Preis jedes Heftes fünfzig Heller (45 Pfennig)
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Gedichte von Georg Trakl
in einem Auswahlband bei Kurt Wolff Verlag Leipzig erſcheinend werden den Subſkribenten in den nächsten Tagen direkt vom Verlag zugehen. Die Ausgabe an den Buchhandel und die Oeffentlichkeit erfolgt erst Ende August.

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)
BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

BRENNER-VERLAG/INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN